Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 15 (1911)

Artikel: Raphy Dallèves

Autor: Markus, S.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575128

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bir's wieder. Ober war das vielleicht männlich und tapfer gehandelt, die wehrlose unschuldige Schwester vom Gsel zu stoßen? Warum fingst du damals nicht mit mir an? Ich hatte dich gereizt, nicht Riborg. Und dann denke an unsere gemeinsamen Aussslüge in den Wald! Wer fürchtete sich immer, auf die hohen Bäume zu klettern? Her im Garten Gben ist ein einziger Baum, der schwer zu ersteigen ist. Wie hast du dir da geholsen? Einen verbotenen Baum hast du ihn genannt, damit ich nur niemals auf den Gedanken kommen sollte zu sagen: Du, wir wollen dort hinauf; da oben ist's schön! O, ich kenne dich jest gut!"

Diese Worte schmerzten wie Nadelstiche. "Jimpi," schrie ich, halb weinend vor Wut, "soll ich dir zeigen, ob ich Bäume erklettern kann?" Und ohne weiter auf ihn zu hören, war ich sortgestürmt. Dort stand die verbotene Palme, gerade und aufrecht. Und hier fühlte ich den breiten glatten Stamm. Er brannte wie Feuer, als ich ihn mit Armen und Beinen umsklammert hielt und ansing, mich hinaufzuziehen. Loslassen, abwärtsgleiten, stiehen? Nimmermehr! Jimpis Hohnlachen da unten war entselssich, es trieb mich vorwärts, unaufhaltsam ... Da hörte ich den Vater rusen. Ob er mich gesehen hatte? Ob er's schon wußte? Zu spät! Her war schon die Palmenkone. Eine letzte Anstrengung, ich hatte sie erreicht ... Das also war der verbotene Baum? Und Bater hatte vergeblich gerusen... Wenige Minuten nachher meldete ich mich bei ihm zum Strafgericht. Abam hatte sich von Eva versühren lassen.

"Und nun, mein Sohn, bente nicht, bag ich bich aus beinem Paradies stoßen will. Es war nicht recht von dir gehandelt, trot dem Berbote auf die Palme gu flettern. Aber es war fein großes Unrecht, bas bu tateft. Diefes Erlebnis will bir zeigen, wie schwach wir Menschen werben, wenn wir uns bom Born lenken laffen. Wir tun dann fast immer etwas Ungeschicktes. Nein, ftarke, weise Menschen will bas Leben aus uns machen, Menschen, die ein Paradies bier auf der Erde finden fonnen, das ihnen nicht genommen werden barf! Denfft bu noch daran, wie glücklich du warst, als du deine ersten selbst= gepflanzten Bohnen vor dir liegen sahest? Damals fühlteft du etwas vom Glück des wirklichen Paradiefes; benn du empfandeft Freude über eine erfüllte Pflicht. Daß du dieses Baradies finden möchteft, ift beiner Eltern größter Bunfch. Dagu aber muffen wir dich aus bem Garten Gben herausnehmen und in bie große Welt hineinstellen. Suche bort, und bu wirst es finden, wie du das Paradies beiner Jugend gesunden hast! Aber vergiß nicht, bag bu nur burch Arbeit gu beinem Biele fommen fannst!"

So etwa hatte Bater bei ber Unterrebung, die meinem Ungehorsam folgte, gesprochen, ohne Zorn, mit ernster weicher Stimme. Es war schrecklich gewesen, dies Aufgewecktwerden aus einem unendlich seligen Traum. Und doch, wer sonst hätte es



Raphy Dallèves, Sitten.

Studienkopf.

beffer und fanfter tun fonnen als der Mann, der mich über alles liebte! Es war unterdeffen Abend geworden. Ich faß im großen Schaukelstuhl auf ber Beranda und wartete auf die Mutter, die mir versprochen, sich noch ein wenig zu mir zu setzen. Die Dämmerung hatte ihren Schleier über ben Garten Gben gebreitet. Leise ftrich ber Nachtwind ums Saus; er fpielte mit meinem haar, er fachelte mir bie Stirn, er trug mir alte liebe Erinnerungen zu. Ich träumte noch einmal ben Traum pom Rinderparadies. Da öffnete fich die Tür; es war Mutter, fie hatte Jimpi mitgebracht. Ich ftand auf und gab Eva die Hand gur Berföhnung. Dann traten wir gufammen an die Bruftung ber Beranda und schauten hinunter in ben Garten. "Db ich jemals wohl den Garten Eden vergeffen werde?" fo fragte ich bang. Da rauschte es leife in ben Baumkronen ringsum, und ich wußte, daß dies Rauschen aus dem Baradies mich begleiten follte burchs gange Leben ...

Raphy Dallèves.

Mit brei Kunftbeilagen und fieben Reproduktionen im Text.

Als ich den Wallifer Raphy Dallèves einmal fragte, warum er die Motive zu seinen Bildern so ausschließlich seiner engen Heimat entnehme, antwortete er: "Weil ich sie kenne..." Auf den ersten Blick eine gar seltsame Antwort, fürwahr! Sehen wir aber genauer hin, so verliert sich das Seltsame an ihr immer mehr, und wir korrigieren: Eine weise Antwort! Denn wie soll man schleden, was man nicht kennt! Das aber, was der ambulante, seine Süsets in aller Welt zusammensuchende und von allen Schönsheiten der Erde naschende Maler Kenntnis eines Landschaftssoder Menschancharakters nennt, das ist nur zu oft bloße Oberschenkenntnis, Ahnen, in den seltensten Fällen nur volle Gewischenkensten, die ebenso rasch erfassen wie sehen, denen ein angedorener Blick fürs Typische, für den Kern einer Sache eigenet; soll diesem abstrakt geistigen Erfassen jedoch ein konkreter

Schöpfungsakt folgen, so wird auch der geistig beweglichere Künstler — falls er wirklich ein solcher ist — sich in die Lage verssetzt sehen, genauere Studien zu machen, tieser zu dringen und zu untersuchen, ob seinem ersten Sehen auch eine Wirklichseit entspricht. Darin ist die dilbende Kunst mit der Wisssenschaft zu vergleichen, die gleich ihr sich auf geistigen und reellen Besobachtungen ausbaut und nur das zur Darstellung bringt, was sie seelisch und physisch erforscht und erfaßt hat. Erst en tseesen und dann de decken! Dieser Ausspruch gilt für den Maler sowohl, der eine Leinwand zu füllen hat, wie für den Schriftsteller, der dasselbe mit dem Manuskriptbogen vornimmt. Und darum ist die Begründung, die uns Dalleves für die räu mel ich e B e schriftst nicht in keiser Kunst gibt, weise zu nemen.

Da er geboren ist in der burggekrönten Hauptstadt seiner gebirgigen Heimat, in S i o n (1878), ist sein Blid von Jugend auf für die Eigenarten und Schönheiten des Walliserlandes und seiner Bewohner erzogen worden. In und mit ihnen lebte er. In ihre primitiven hölzernen Behausungen stieg er hinab, um darin seine malerische Neugierde zu befriedigen. Er beteiligte sich an ihren Prozessionen, vergnügte sich an der "Fête de Dieu" mit ih= nen beim Tanz, unterhielt sich mit ihnen in ihren inhaltsreichen, dunkeln und kalten Weinkellern beim Glase Wein, und er stieg in die sonnigen Nebentäler hinauf mit ihrem ewig leuchtenden Fir= mament und konnte sich kaum sattsehen an den grandiosen Schönheiten der alpinen Natur, die sich da vor ihm auftat. Gewaltig recten die Berge ihre schneeigen Häupter gen Himmel. Abschüssige Sänge bedrohten das Tal. Tannenwälder, Fichten und Arven klommen an ihnen empor. Und unterhalb ran= gen armselige Menschen mit der unfruchtbaren und fargen Natur. Da bedeckten kleine Felder den jähen Hang, und schmale Kanäle durchfurchten das Land. Ihn aber trieb es weiter in die fühn und malerisch an Hängen und Höhen klebenden Dörfer. Gelbbraune Säuschen an Stragen und Gassen, mächtig lange Brunnentröge, schmucke Chalets mit Banken vor den Turen, darüber ein leuchtend weißer Kirchturm und in Säusern und umliegenden Feldern emfige Menschen: rohe, stämmige Männer und abgearbeitete Frauen, übermütige Bursche und anmutige stramme Dirnen, auf den Weiden Rühe und Schafe und Ziegen und auf den Bergwegen schwerbepacte Mulets...

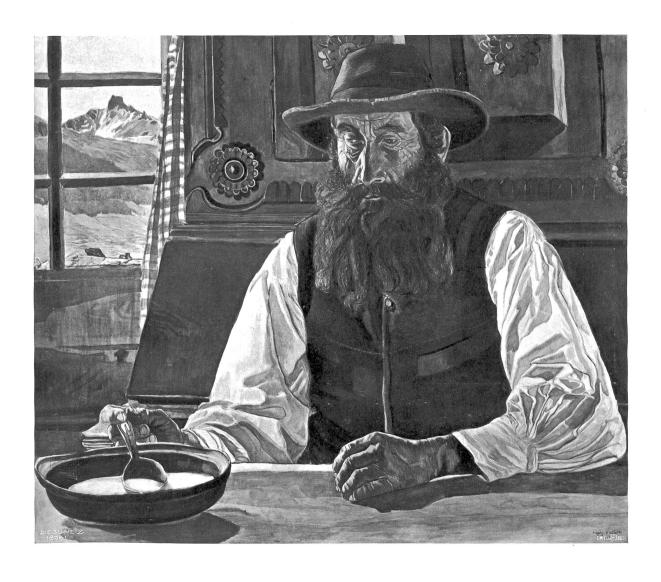
All das sah der Knabe nicht bloß, er lebte mit ihm, lebte in ihm, und er liebte es, als wäre es sein eigen. Und als der Rünst= lertrieb in ihm erwachte, das Bedürfnis in ihm lebendig ward. nicht nur in sich aufzunehmen, auch zu schaffen, da stand es für ihn fest: Hier, in seiner ihm so vertrauten Heimat, und nirgends sonst, war sein Arbeitsfeld, die Wiedergabe ihrer Eigenarten und Schönheiten sein Arbeitsziel. Von dieser innern Ueberzeugung vermochten ihn weder sein sechsjähriger Aufenthalt in Paris (1899-1905), wo er erst an der Académie Julian, alsdann an der Ecole des Beaux Arts (Atelier Léon Bonnat) eifrig studierte und praktizierte, noch die umstürzlerischen Runstströmungen der Zeit abzubringen. Innerlich von den Lehren, die man ihm vor= dozierte, gar wenig erbaut, richtete sich seine Sehnsucht allein auf die Entdedung von Borbildern und Lehrern, deren Sehen dem seinigen verwandt und denen er sich darum vertrauensvoll an= schließen konnte. Der dekorative Stil Puvis de Chavannes' nahm ihn gefangen. Was ihn jedoch am meisten inspirierte, das war die liebevolle zeichnerische Art der Naturschilderung auf den Bildern der großen Meister der Frührenaissance, und sein Leitstern war Botticelli, dessen leuchtendes Vorbild ihn von Paris in seine Heimat begleitete und über die pastose Malerei, der er sich eine Zeit lang — ohne jede innere Ueberzeugung — hingegeben, einen glänzenden Sieg davontrug. Als vor etlichen Jahren auch Bi é l'er umsattelte und aus einem Phantasten und Romancier ein Realist par excellence ward, da wurde sein junger Freund Dalleves in seiner künstlerischen Richtung noch bestärkt und ge= festigt. In Bieler hatte er einen Lehrer entdeckt, der seiner Ber= anlagung am meisten zusagte und dessen Bestrebungen wie die feines zweiten den seinen parallel gingen. Ihm schloß er sich denn auch voller Enthusiasmus an, und beide gingen gemeinsam ans Werk, die neuen Gesichtspunkte, die der ältere von ihnen proflamierte, zu realisieren.

Diese Gesichtspunkte waren: Unbedingte Wahrheit, die Erslangung eines Lokalkolorits durch die exakte und klare Wiedersgabe alles charakteristischen Details in Natur, Gebäuden, Interieurs, Figuren und Trachten, die möglichst plastische Ausschöpfung des individuellen und eigenartigen Wallis. Wie die beiden Künstler diese Programm zur Ausführung brachten, ist bekannt. Abseits von allen modern-exzentrischen Bestrebungen im Gebiete der Malerei haben sie für ihre Darstellungen einen Stil gefunden, dem wir in unserer zeitgenössischen bildenden Kunst nur schwer Berwandtes gegenüberzustellen vermögen, dessen Makingpungspunkte weit zurückliegen, bei den alken deutschen Meistern und den Meistern der italienischen Frührenaissance. Boccard in seinem Essan über Raphy Dalleves im "Art décora-

tif" will sie auch bei den Japanern aus der Schule Hokousais gefunden haben.

Die seltsam eigenartige Walliser Bevölkerung und ihre Um= gebung bilden den Inhalt der Bilder Biélers sowohl wie auch derjenigen Dallèves'. Doch, begnügten sich ein Calame und R i h, die vor etlichen fünfzig Jahren das Wallis für die Malerei "entdeckten", mit der unpersönlichen Darstellung einzelner auffallender Gebirgspartien des Rhonetales und von Bergen, die von diesem aus sichtbar sind, so gehen unsere Künstler nicht nur weiter, sondern auch tiefer. Zeigten jene die pathetisierte Ober= fläche, so diese das innerste und verborgenste Wesen eines höchst eigenartigen Landes und seines Volkes; so schöpfen Biéler und Dallèves in ihren Aquarellen, deren Maltechnik sie für die Wiedergabe ihrer Motive am geeignetsten halten und darum mit fast ausschließender Vorliebe pflegen, aus dem Vollen. Da sie beide einander so sehr verwandt sind, ift es zu begreifen, wenn man ihre Namen so oft in einem Atemzuge aussprechen Doch wäre es verfehlt und ungerecht, wollte man den einen der Gefolgschaft des andern zeihen. Was Dallèves seit Jahren bereits leistet, das ist wahrlich keine Schülerkunst, darin steckt soviel persönliches Wollen und Können, soviel individuelle Anschauungs= und Ausdruckstraft, daß es in keiner Weise hinter dem Werke Bielers gurudsteht und beredtes Zeugnis ablegt für die hohe Begabung und fünstlerische Unabhängigkeit sei= nes jungen Schöpfers. Wie dieser die sprode Struktur der Walliser Berge und den idnllischen Reiz der an ihnen hängenden Dörfer wiederzugeben, wie er Haus, Wohnung und Menschen seiner Heimat in all ihrem Gehaben, in ihrer schlichten Aeußer= lichkeit und mit all dem originellen Drum und Dran ihrer primi= tiven Existenz zu schildern, wie er endlich voller hingebender Liebe und dekorativer Kraft auf jedes Detail einzugehen ver= steht: auf das schlichte Dessin einer Bluse oder Schürze, eines Bettvorhangs oder Halstuches, auf die anspruchslose Ausschmückung eines Bauernhaus=Interieurs, auf die köstlichen Ein= zelheiten einer Mädchentracht, eines Hutes, eines Faltenjupons, eines eng anliegenden Mieders oder gar auf die typischen Quali= täten und Eigenheiten des seelisch belebten Gesichts und der hart gearbeiteten Sande, das ist eine Rleinkunst von schlechterdings unübertrefflicher Vollendung.

Die uralte, wetterharte "Großmutter" vor dem halb ver= borgenen Bette in ihrer unerhört energischen Zeichnung (S. 425), die allerliebsten sonnigen Mädchenköpfe in ihrer plastischen und klaren Durchgestaltung (S. 426 f.), den hemdärmli= gen Hérémencerbauer in der aussichtsreichen Bauernstube (s. zweite Runstbeilage), das prächtig aufgebaute Bild von der runzeligen Alten und der kleinen Enkelin (f. dritte Runftbeilage), wird ihm so leicht keiner nachmachen, ebenso wenig wie das vom Pariser Salon 1907 her bekannte Weib mit dem Mulet im Vordergrunde einer gang wundervoll wiedergegebenen Walliser Landschaft oder die meisterhaft gezeichneten und gemalten Mädchentypen des "Sonntag in Bex" (s. farb. Kunstbeilage), um nur einige Beispiele anzuführen. Eigentümlich ist es, wie Dallèves — auch hierin in Uebereinstimmung mit Biéler — Porträte und vor allem die von ihm mit besonderer Vorliebe gemalten Mädchenbildnisse mit einem landschaftlichen, seltener mit einem Interieur-Hintergrund versieht. Was dadurch in erster Linie erreicht wird, das ist eine Unterstreichung des Lokalkolorits, auf das es dem Rünftler so sehr ankommt, dann aber vor allem eine nicht unwesentliche inhaltliche wie koloristische Bereicherung und Steigerung des Dekorativen in seiner Runft. Daß diese hauptsächlich zeichnerischer Art ist, versteht sich bei den fünstle= rischen Intentionen Dalleves' von selbst. Die Linie ist ihm alles, das A und O seines Schaffens. Ihr hat sich alles andere unter= zuordnen, selbst auch die Farbe, die ihm nur dazu dient, die Silhouette seiner Darstellungen zu heben, plastischer herauszu= gestalten, und die darum nie aufdringlich, stets schlicht und flächig gehalten ift, gang im Gegensat gum Impressionismus 3. B., dem sie die alles erzeugende und auch frönende Gottheit bildet. Die unveränderliche, bodenständige Sachlichkeit bildet den



Endzweck seines Werkes, und ihr huldigt er mit einem geradezu fanatischen Enthusiasmus. Was seine Bilder das rum in erster Linie auszeichnet, das ist — wie bei seinem Alterss und Kunstgenossen Edmond Bille in Sierre — eine rücksichtslose Wahrheit und Echtheit, die auf den ersten Anblick herb und kühl, bei tieferem Eindringen aber groß und symspathisch erscheint. Die Produkte Raphy Dalleves' haben nicht

nur hohen fünstlerischen, sondern auch wissenschaftlich=ethnographischen Wert, und wenn das Wallis einmal daran denken sollte, seinen Verherrlichern den ihnen gebührenden Dank abzustatten, so wird es außer eines Rith, Viéler, Ville auch Daledves' zu gedenken haben, des begabten Sängers der Täler der Borgne, der Dixence, der Rhone und der Navigence... Dr. S. Markus, Zürlch.

Das Nationale in der schweizerischen Literatur.

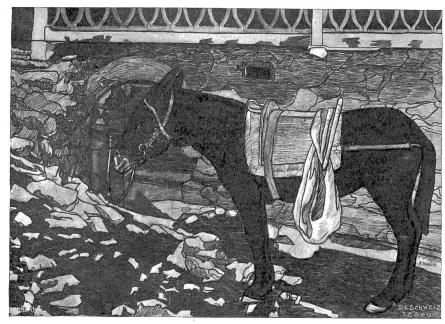
Die Literarhistorie ist heutzutage soweit vorgeschritten, daß man mit einiger Vorsicht gang wohl einmal vom de= striptiven Sammlertum ab die Forschung etwas in die Tiefe gleiten lassen kann. Und da alle geistige Produktion ihre seelischen Ursachen und Grundlagen hat, dürfte ein Bersuch, ben Weg der Schöpfung in umgekehrter Folge schreitend gu den pfnchologischen Boraussehungen einer Literatur zu kommen, nicht gang aussichtslos sein. Dieser Art Boltspsnchologie mit Silfe der Literarhiftorie begegnen wir schon bei dem geistreichen Wilhelm Scherer. Scherer hatte zwar in der Folge für seine Rühnheit, die sich dort, wo das Material mangelte, mit luf= tigen Konstruktionen behalf, manchen fachgenössischen Vorwurf einzusteden. Jakob Baechtold, der ungefähr zur selben Zeit wie der Berliner Professor eine Literaturgeschichte für seine Seimat herausgab, vermied denn auch in seinem aukerordent= lich gründlichen und fleißigen Werk, die Daten nach allgemeinen Gesichtspunkten zu pressen. Sein Werk war das Dokument für eine von den wägsten Schweizern damaliger Zeit geteilte Ansicht, daß die deutsche Schweiz literarisch ohne Eigenart, gleichsam eine literarische Proving des deutschen Reiches sei, wie etwa Deutsch=Desterreich. Wer nun die schweizerische Lite= raturgeschichte statt als Sammlung von deutsch oder französisch geschriebenen Schriftstuden für die höhere Rristallisation alles Beften und Edelften im Bolte, für feine Geele halt, fann, wie Ernst Jenny und Birgile Roffel in ihrem jungft erschienenen Werke*), eine Literaturgeschichte auf dem natio= nalen Prinzip aufbauen. Wenn die Einleitung ihres Buches nicht dazu gelangte, in allgemein giltigen Sägen knapp und flar den im Berlauf der Einzeldarstellung trefflich begründeten und dargestellten nationalen Charafter unserer Literatur 3u= sammenzufassen, so zeigt dies einen Mangel an Konzentration. Das Werk im einzelnen ist damit aber nicht widerlegt.

Mit einigem Grund nehmen Jenny und Rossel an, daß Jahr= hunderte gemeinsamer geschichtli= cher Entwicklung nicht spurlos an dem Charafter eines Volkes vor= beigehen. Die Eigenarten der ver= schiedenen schweizerischen Bölker= Schaften erreichten die erste starte Annäherung und Uebereinstimmung mit einander, als die schweizeri= schen Einheitsbestrebungen zum er= sten Mal weitere Volkskreise ergrif= fen. Das geschah in den Sech= zigerjahren des achtzehnten Jahr= hunderts, in den Zeiten der helvetischen Gesellschaft. Von da an laffen sich Grundzüge in der gesamten schweizerischen Literatur und Grundeigenheiten ihrer Dichter nachweisen, die bis zum näch= sten großen nationalen Umschwung in den Bierzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts dauern und fich dann langfam wandeln.

*) Geschichte ber schweizerischen Litera= tur. Zwei Banbe, Bern, A. France, 1910. Bon der Mitte bis zur Wende des achtzehnten Jahrhunderts fällt einem an der schweizerischen Literatur ein theologische moralischer Zug auf, ein Abkömmling und Zeuge der religiösen Kämpfe der vorangehenden Jahrhunderte. Er wandelt sich dann (hauptsächlich unter dem Einsluß Rousseau) um in den moralischephilosophischen und wird in den Dreißigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts zum moralischepolitischen (Gottbelf, Reller), womit die schweizerische Literatur endlich auf dem Erdboden ankommt. Ueber das moralischethische Gebiet (Meyer) gelangt dann unsere Dichtung in Ausnahmefällen die zum "Nur-Künstlertum" (Leuthold), kann sich aber nie ganz von dem pädagogischeräsomierenden Grundzug, der noch in dem Philozoismus der großen Schweizer Dichter der Gegenwart (Widsmann und Spitteler) und in ihren kosmischephilosophischen Besmühungen sich äußert, freimachen.

Es ist verdienstlich, daß Jenny die moralisch-theologische Grundlage in der Eigenart Hallers aufgedeckt und aus ihr auch die religiösen Rämpfe aus Hallers spätern Jahren abgeleitet hat. Hallers Muse ist derart moralphilosophischer Natur großen Stils, daß es sich lohnt zu fragen, wie weit bei ihm der englische Einfluß reichte. Er war gleich vertraut mit den religiös-metaphysischen Fragen der Deisten in England wie der Leibniz-Wolffischen Philosophie. Er empfand seine dichterische Philosophie innerlich. Die alten Stoffe: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, Ursprung des Uebels ergriffen ihn, schüttelten ihn bis ins Mark. Die schweizerische Nationalität aber kam nicht nur in Hallers Werken zum Ausdruck, sondern gelangte auch bei ihm selbst zum Bewußtsein. In den "verdorbenen Sitten" zerzaust Haller die Regenten des Landes schonungslos. In dem "Mann nach der Welt" prophezeit er den Zusammen= bruch des eidgenössischen Staatswesens.

Die helvetische Gesellschaft beweist die gemeinsame Grund=



Raphy Dallèves, Sitten.